



© Lichtenscheidt

Der Germanist Prof. Wolfgang Frühwald war Präsident der DFG (1992-1997) und der Alexander von Humboldt-Stiftung (1999-2007). Die Leibniz-Gemeinschaft hat ihm jetzt den Hans-Olaf-Henkel-Preis - Preis für Wissenschaftspolitik 2009 verliehen; unter anderem für seine Verdienste um das Zusammenwachsen der deutschen Wissenschaft nach der Wiedervereinigung. Mehr unter www.leibniz-gemeinschaft.de > Preise.

Gespräch

„Die deutsche Forschungslandschaft ist sehr ausgeglichen“

Wie haben Wissenschaftler die ideologischen Hürden zwischen der DDR und der Bundesrepublik überwunden?

Die meisten Wissenschaftler – zumindest in Natur- und Ingenieurwissenschaften – standen sich bereits vor der Wende in ihrer Arbeit sehr nahe. Sie kannten sich gut und hatten ihre Verbindungen. Forscher waren somit nicht nur die ersten, sondern auch diejenigen, die am besten zusammen arbeiteten.

Gab es vor der Wende wissenschaftlichen Austausch?

Natürlich! Es gab zum Beispiel den teilweise erfolgreichen Versuch des Wissenschaftskollegs zu Berlin, Philosophen aus dem Osten einzuladen. Das war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Ich bin im Juni 1989 mit einer Gruppe von Geisteswissenschaftlern zur Akademie der Wissenschaften der DDR gefahren. Erstmals war Jürgen Habermas dabei, was für den Osten eine ungeheure Zumutung war, aber die DDR hat es damals geschluckt. Wir hatten ein sehr anregendes Gespräch. Es gab vor der Wende in vielen Bereichen Kooperationen, sofern es die politischen Umstände zuließen.

Wie waren DDR-Wissenschaftler international positioniert?

Sie waren nicht unbedingt führend, aber in der Weltspitze konnten sie mitreden, etwa in den Ingenieurwissenschaften und zum Teil auch in den Naturwissenschaften. Die institutionellen Gegebenheiten waren allerdings fürchterlich. Als wir 1991 zum ersten Mal einen umfassenden Überblick erhielten, wurde deutlich, dass nicht einmal jeder Wissenschaftler seinen eigenen Arbeitsplatz hatte.

Wie groß war im Westen das Interesse an einer Zusammenarbeit?

Das Interesse war zunächst in der DDR größer. Es gab Versuche, sich gegenseitig einzuladen

und miteinander zu sprechen. Ich begegnete in den siebziger Jahren in einem rumänischen Theater einer Goethe-Forscherin, von der ich sehr viel hielt. Ich wollte mit ihr sprechen, aber die Frau drehte sich um und verschwand plötzlich in der Toilette. Meine rumänischen Kollegen sagten: 'Merken Sie nicht, dass diese Frau nicht mit Ihnen reden darf?' Das war mein Initialerlebnis, was das Verhältnis zu Kolleginnen und Kollegen der DDR anging. Nach der Wende war es ganz anders.

Was hat die DFG für die Zusammenführung von Ost und West getan?

Die DFG hat sich schon unter meinem Amtsvorgänger rasch für Anträge aus der DDR geöffnet. Als ich nach der Einigung Präsident wurde, haben wir neue Fördermöglichkeiten etabliert. Ich erinnere mich an meinen ersten Besuch bei dem damaligen Forschungsminister Matthias Wissmann. Er fragte mich nach besonderen Fördermöglichkeiten für Wissenschaftler aus dem Osten. Wir entwarfen innerhalb von 14 Tagen das Programm für die „Innovationskollegs“ – zur Etablierung von Forschungsschwerpunkten in den neuen Bundesländern. Dafür stellte uns die Regierung 99 Millionen Mark zur Verfügung. Solch rasche Erfolge habe ich nie wieder erlebt. Wir haben zudem schnell Wissenschaftler aus der DDR in den Senat der DFG, in den Bewilligungsausschuss und in die Gutachterausschüsse aufgenommen. Ich glaube, diese Verbindung – die gemeinsame Entscheidung über Anträge aus West und Ost – hat das Zusammenwachsen am besten gefördert.

Gab es bei der Antragsbewilligung zunächst unterschiedliche Kriterien?

Es konnte sicher nicht von jedem DDR-Wissenschaftler erwartet werden, dass er einen so formgerechten Antrag vorlegte, wie wir das aus dem Westen gewohnt waren. Aber in der Substanz und Qualität gab es nie Abstriche.

Gab es Vorurteile?

Eher Missverständnisse. 40 Jahre Wissenschaft unter kommunistischer Herrschaft zu betreiben – das war etwas, was ich nicht kannte. Was durfte man sagen, wie durfte man es sagen, wo und wie durfte man veröffentlichen, wer steht unter Stasi-Aufsicht, wer nicht? Nach 40 Jahren geht das in Fleisch und Blut über. Wenn Sie es von außen betrachten, stehen Sie völlig fassungslos vor einem solchen System.

Welche Rolle spielte die Wende für die Leibniz-Gemeinschaft?

Die Leibniz-Gemeinschaft wurde damit erst zu dem, was sie heute ist. Sie ist mit der Wende so groß geworden ist, dass sie nicht mehr nur die „Blaue Liste“ sein konnte. Die Blaue Liste umfasste alle von Bund und Ländern gemeinsam geförderten Institute, die nicht bei der damaligen Arbeitsgemeinschaft der Großforschungseinrichtungen Unterschlupf gefunden hatten. Die Ost-Universitäten waren nicht in der Lage diese Institute komplett aufzunehmen – daher wurden sie in die Leibniz-Gemeinschaft integriert. Das erfüllte die Gemeinschaft mit neuem Selbstbewusstsein: Wir sind jetzt nicht mehr eine zufällige Konglomeration aus 40 Instituten, sondern eine richtige Gemeinschaft von Forschungsinstituten.

Wie würden Sie heute die Wissenschaftslandschaft in Ostdeutschland beschreiben?

Die Forschungslandschaft in Deutschland ist sehr ausgeglichen. Es gibt fast ein wenig Neid auf die hervorragende Ausstattung der Ost-Institute, weil die erst in den neunziger Jahren anfangen, sich neu einzurichten. Leider ist es uns bis heute nicht gelungen, das Lohnniveau anzugleichen. Es ist frustrierend, wenn ein junger Wissenschaftler aus dem Westen mehr verdient als ein erfahrener Kollege aus dem Osten.

Die Fragen stellte Boris Hänßler